

Hunds- nächte

Kasper Fieber



Der achtzehnte Dezember 2029 ist ein denkwürdiges Datum für Mensch und Tier. Es ist der zehnte Tag des Blackouts, der siebte Tag der Ausgangssperre, der dritte Tag der gewaltsamen Unruhen und Plünderungen – und der erste Tag, an dem Hubertus Stachel ernsthaft mit dem Gedanken spielt, seine Dackel zu essen. Aber bevor angerichtet werden kann, muss er die verblödeten Viecher erst einmal fangen.

Mit der Flinte im Anschlag irrlüchert er durch die Villa, ausgesprochen hungrig und schon ein wenig wackelig auf den Beinen nach zu vielen fleischlosen Tagen. Dass seine Pantoffel jetzt auf so erratische Weise übers Parkett klappern, mag aber auch dem Umstand geschuldet sein, dass er seit einer Woche kein einziges antialkoholisches Getränk zu sich genommen hat. Herr Stachel, alles andere als ein Prepper und daran gewöhnt, dass richtige und wichtige Besorgungen von seinen Assistenten gemacht werden, hat diesem Blackout keine vernünftigen Vorräte entgegensetzen, kein Kurbelradio, kein Dosenfutter, keinen Campingkocher – und keinen Tropfen Wasser. Dafür einen gut sortierten Weinkeller, eine Sammlung erlesener Whiskey-Sorten, unzählige Zigarren und reichlich Munition für seine Gewehre.

»Wo seid ihr denn, ihr Süßen?« Seine eigene Stimme kommt ihm gespenstisch vor, als Herr Stachel in der Stille der Nacht vom Salon ins angrenzende Billardzimmer vordringt. Rot unterlaufene Augen starren entlang des Flintenlaufs in die düstersten Ecken und Winkel der Casa Stachel, suchen unter dem antiken Karambol-Tisch, hinter der Chaiselongue. »A-dolf? B-dolf? Na wartet, ich finde euch schon.«

Vielleicht sollte er die Zwillinge mit ihren ursprünglichen Namen rufen. Wenn er sich nur daran erinnern könnte, wie sie die stummelbeinigen Idioten anfangs genannt hatten, als sie ihm von der Abteilung für Medienservice und Öffentlichkeitsarbeit übergeben wurden, vor so vielen Jahren, als die Welt zwar auch nicht in Ordnung, aber zumindest beleuchtet und frei begeh-, befahr- und bespielbar war. Man hätte die zwei Dackelbabys aus einem rumänischen Tierheim gerettet, wollte man ihm und dem Rest der Welt damals weismachen. Aber Herr Stachel hatte von Anfang an gewusst, dass es sich hierbei nur um eine rührselige Coverstory handeln konnte. Die Tiere stammten von einem Premium-Züchter, der in Insiderkreisen dafür bekannt war, Parteimitglieder mit keimfreien und möglichst fotogenen Viechern auszustatten. Und nett anzusehen waren die zwei Lauser ja allemal. Es hatte nur ein paar Homestorys mit großzügig dimensionierten Fotostrecken gebraucht, um die Zwillingdackel des Beinahe-Kanzlers von Autochthonien in das kollektive Gedächtnis einer chronisch unverstandenen, tierliebenden Mehrheit einzuschreiben. Und es

dauerte auch nicht lange, bis der Volksmund mit den einschlägigen Spitznamen »A-dolf« und „B-dolf« aufwarten konnte. Herr Stachel, der seit jeher über einen gesunden Sinn für ungesunden Humor verfügt, übernahm diese lustigen, einfach zu merkenden Namen sehr gerne. Aber natürlich nur innerhalb der eigenen 248 Wände.

»Happi happi«, ruft er jetzt in sein halbdunkles Domizil hinein, im fahlen Licht eines sichelförmigen Mondes, der vor den Fenstern zwischen den Wolken herumlümmelt. Er hofft, dass ein Appell an die Verfressenheit seiner zotteligen Mitbewohner zu einer Befriedigung seiner eigenen Fleischeslust führen wird. Wenn Herr Stachel sie erstmal entdeckt und erlegt hat, wird er die Dackel mit dem alten Jagdmesser seines Großvaters aufbrechen und zerwirken. Aber wie soll er sie zubereiten? Er könnte ein Feuer machen, im hinteren Garten, unter dem Nussbaum. Er könnte sie mit getrockneten Kräutern-

Ein Geräusch. Direkt hinter ihm. Herr Stachel wirbelt herum, tritt mit dem linken Patschen auf den Saum seines Morgenrocks, fällt fast hin, aber nur fast, und drückt ab.

Ein Knall. Ein Klirren. Ein Pfeifen in den Ohren des ewigen Beinahe-Kanzlers.

Was auch immer er da jetzt getroffen hat, es war kein Dackel. Selbst in diesem leicht maroden, bis ans Limit alkoholisiertem Zustand vertraut Herr Stachel darauf, dass Hunde nicht klirren, wenn man auf sie feuert. Behutsam bettet er die Flinte auf den blauen Samt des Billardtisches. Glasscherben knirschen unter den Pantoffeln, als Herr Stachel zu der angeschossenen Fotografie auf der gegenüberliegenden Wand torkelt.

Im schwachen Mondschein wirken die Gesichter auf dem gerahmten Bild noch blasser und lebloser als sonst. Die Fotoverionen von Herrn Stachel und seinen ehemaligen Parteifreunden sehen aus wie traurige Gespenster, längst verstorben und vergessen und alles andere als glücklich darüber. Ihre Hunde, die allesamt Beifuß stehen und brav in die Kamera schauen, machen einen lebendigeren Eindruck. Beim Anblick seiner jungen Dackel läuft Herr Stachel das Wasser im Mund zusammen.

Das von ihm mit großem Appetit, aber vorschnell abgefeuerte Flintenlaufgeschoss hat ein ordentliches Loch in das Bild und die dahinterliegende Holzvertäfelung gerissen, nur einen Zentimeter vom Fotokopf des Jeweitler Josefs entfernt. Schade. Dem hätte Herr Stachel gerne den Schädel weggeballert. Ein unangenehmer Kollege. Was der wohl gerade macht? Herr Stachel stellt sich vor, wie der Jeweitler gerade am anderen Ende der Stadt, umringt von seiner großen, ihn liebenden Familie, bei Kerzenschein in eine

gegrillte Dobermann-Keule beißt. Auf dem Foto ist sein schwarz-brauner bester Freund noch lebendig, vollständig und majestätisch. Saftig sieht er aus.

Fluchend und grunzend, einigermaßen frustriert, stolpert Herr Stachel durch sein stromloses Anwesen, findet irgendwie den Weg ins Wohnzimmer, wo er sich einen letzten dreifachen Whiskey gönnt, bevor er auf dem Bärenfell das Bewusstsein verliert.

Der neunzehnte Dezember 2029 ist ein Tag des Klopfens, des Rufens und des Bangens. Herr Stachel ist früh auf den Wackelbeinen. Als die ersten Sonnenstrahlen durchs Panoramafenster eindringen und seine blaurote Knollnase streicheln, liegt bereits die Flinte in seinem Schoß. Gilt es doch, die Festung Stachel zu verteidigen. Es wird wohl auch heute wieder nicht an Invasoren mangeln. Bei Sonnenaufgang kriechen sie aus ihren Löchern, die Neider, die Unnötigen, die Faultiere, die es nie geschafft haben, den Arsch hochzubekommen und sich selbst etwas aufzubauen. Weil sie daran gescheitert sind, sich eine eigene Zukunft zu errichten, weil sie es nie wirklich versucht haben, wollen sie jetzt jene von Hubertus Stachel an sich reißen. Er wird sie ihnen nicht kampflös überlassen.

Mit der Morgenzigarre im Mundwinkel observiert Herr Stachel vom Sofa aus die Weißdorn-Hecken, die sein Anwesen von der Außenwelt abgrenzen. Obwohl er unter dem Morgenrock mehrere Schichten trägt, zittert er am ganzen Leib. Aber die Kälte vermag seine Wachsamkeit nicht zu trüben. Jede einzelne Schneeflocke und jeder Schatten, jeder noch so kleine Ast, der sich vom Sturm durch die Gärten treiben lässt, wird registriert.

Am späten Vormittag dringt energisches Klopfen aus dem Eingangsbereich. In unter dreißig Sekunden ist Herr Stachel vor Ort, um eine Ladung Schrot in die Türe zu feuern. Draußen wird erst gejammert und dann geflohen. Verblüffend, was man alles wieder darf, wenn nur lange genug der Strom ausfällt. Man darf sogar ungestraft seine eigene Bude zusammenschießen, denkt Herr Stachel, seufzt und schlurft in die Küche, um sich dort einen wohlverdienten Drink zu richten.

In diesem Rhythmus setzt sich der Tag fort: Ein Whiskey. Ein Warnschuss. Ein Poltern im Vorgarten, gefolgt von wüsten Beleidigungen, N-Wort-Keule inklusive, und schließlich zwei weiteren Schüssen, vom Schlafzimmerbalkon aus abgegeben. Eine herrliche Flasche Cabernet Sauvignon 2005. Weitere

Zurufe von den billigen Plätzen. Ein bisschen Schrot und dann die obligatorischen Schmerzensschreie. Viel Spaß damit. Kälte und Magenknurren. Ein doppelter Scotch. Ein Klopfen an der Haustür. Ein Schuss aus dem Fenster, drei weitere vom Turmzimmer aus. Grüner Veltliner. Gemischter Satz. Flintenputzen. Nachladen. Ein Whiskey. Eine Zigarre, dann noch eine.

Erst nach Sonnenuntergang, als endlich Ruhe einkehrt, fallen Herrn Stachel die Dackel wieder ein. Wo sind diese Trottel nur abgeblieben? Die müssen doch hier irgendwo sein. Wann wurden sie das letzte Mal gefüttert? Wann hat seine Haushaltshilfe beschlossen, dass eine kleine Unterbrechung der Stromversorgung einen driftigen Grund darstellt, um nicht mehr zur Arbeit erscheinen zu müssen? Er kann sich nicht erinnern. Herr Stachel weiß auch beim besten Willen nicht mehr, wann er selbst das letzte Mal gefüttert wurde. Die Lust auf Frischfleisch lässt ihn erneut auf Nacht-Safari gehen.

Diesmal beginnt er in den oberen Stockwerken. »A-dolf, du kleiner blöder Scheißer«, ruft er in den begehbaren Wandschrank, »B-dolf, du Sauhund, wo bist du?«, fragt er das Arbeitszimmer. Um zumindest irgendeine Antwort zu erhalten, lässt er die Flinte sprechen. Warum auch nicht. Herr Stachel feuert in den Computermonitor auf seinem Schreibtisch, überzeugt davon, dieses Fenster in eine gehässige, undankbare Welt sowieso nie wieder in Betrieb nehmen zu können. Bei dem Gedanken daran, bis an sein Lebensende keine E-Mails von Journalisten, sogenannten Fans oder falschen Parteifreunden lesen und beantworten zu müssen, kommt fast so etwas wie ein Glücksgefühl in ihm hoch. Aber dann hört er seinen Magen knurren und vor seinem geistigen Auge tauchen die zähnefletschenden Mäuler der Zwillinge auf.

Diese kleinen Arschlöcher.

Ausgerechnet Dackel hat er sich unterjubeln lassen. »Aber schauen sie einmal, Herr Stachel«, hatten die Medien-Experten auf ihn eingewirkt, »der Dackel passt ideal zu ihrer Persönlichkeit. Für unsere Wähler sind sie die Personifizierung eines gemäßigten Mitte-Rechts-Wegs. Die ideale Ergänzung zum Führungskader, der eher rechts-außen gesehen wird.« Und ein Dackel würde die Natur eines Hubertus Stachel perfekt auf den Punkt bringen. „Der liegt genau in der Mitte zwischen Hitlers Schäferhund und Eva Brauns Terrier“, hatte ihm der Jeweitler ins Ohr geraunt. »Er ist lieb, aber auch elegant. Und ein Jagdhund noch dazu. Im Dackel kann sich fast jeder wiederfinden. Du jagst doch eh so gerne, Stachel, oder etwa nicht?«

Der Jeweitler war natürlich außer sich vor Freude, als man dem Herrn Stachel, seinem einzigen nennenswerten Konkurrenten im Rennen um die Parteispitze, die Zwillinge bescherte. Herr Stachel hat zwar keine Beweise, aber

er vermutet bis heute, dass der Jeweitlet Josef höchstpersönlich für seine Berufung zum doppelten Dackel-Papa verantwortlich zeichnet. Gut, es hätte freilich noch schlimmer kommen können. Der Petra Kakowitsch, einer Pressesprecherin, die sich aufgrund feministischer Äußerungen in der Partei unbeliebt gemacht hatte, war ein ausgefressener Mops zugeteilt worden. Ein verschrobenes, unästhetisches Tier, das aus Sicht der Führungsgranden dem Persönlichkeitsprofil der Kakowitsch perfekt entsprach. Zugegeben – auch der Herr Stachel hatte lachen müssen. Da hatte er schließlich noch nicht ahnen können, dass in unmittelbarer Zukunft die zwei grenzdebilen Vierbeiner auf ihn warteten. Dieser depperte Jeweitlet. Wäre die Sache andersrum verlaufen, wäre der mit den Dackeln übrig geblieben und der Dobermann in die Casa Stachel eingezogen, dann wäre Hubertus Stachel jetzt wohl Kanzler anstelle des Kanzlers. Aber so ist er nur hungrig und allein.

Um 5:28 zerschießt Herr Stachel aus purer Langeweile den Kronleuchter im Esszimmer, öffnet danach einen ausgezeichneten Muskateller des Weinguts Kleingeist und schläft wenig später unter dem Tisch ein. Er träumt von Dackel à l'orange. Die Kristallsplitter in seinem schütterten Haar knirschen sanft, als er sich von einer Seite auf die andere dreht.

Der zwanzigste Dezember 2029 ist ein Tag, an dem vieles gefunden wird – aber keine Dackel. Schon unmittelbar nach dem Aufstehen findet Herr Stachel, dass es höchste Zeit ist, etwas zu trinken. Das findet er im Laufe des Tages noch so einige Male. Und zwischendurch findet er es angebracht, Warnschüsse abzugeben, aus unterschiedlichen Fenstern und Türen, vom Balkon und vom Dach aus, in diverse Büsche, Bäume, Beine. Und kurz nach Sonnenuntergang findet er vor der Kellerstiege noch etwas: einen Hundehaufen. Allerdings erst, nachdem er mitten hineingetreten ist. Er geht in die Knie und sieht sich gezwungen, die Flinte für einen unbequemen Moment beiseitezulegen, damit er sich mit einer Hand an der Wand abstützen kann bevor er mit dem Zeigefinger der anderen die Dackelelexkreme anstupst. Vom Jagdfieber ergriffen, verschwendet Herr Stachel keinen Gedanken daran, dass es ohne Wasser schwierig sein wird, diesen Finger hinreichend zu reinigen.

»Schau mal einer an«, murmelt Herr Stachel in seinen Bart, der nach den vielen Blackout-Tagen bereits so lange ist, dass es sich gut in ihn hineinmurmeln lässt. Der Haufen erscheint ihm relativ trocken, gut möglich, dass der schon vor einigen Tagen hier abgesetzt wurde. Dazu kommt, dass die Kellertüre einen

Spalt weit offen steht. »Ich kombiniere...«, sagt er - und kombiniert, dass sich die Kräfte des Bösen dorthin zurückgezogen haben, wo keinerlei Licht ihre Übeltaten sichtbar machen kann.

Mordlüstern stößt Herr Stachel das Tor in die Unterwelt auf, lallt »Ihr Sauhunde, na wartet« in den finsternen Schlund und macht sich an den Abstieg. Es sind nur dreiundzwanzig Stufen, aber aufgrund der hochprozentigen, flüssigen Diät, die heute und in den vergangenen Tagen seine Koordinationsfähigkeit doch ein wenig beeinträchtigt hat, dauert es ein paar Minuten, bis Herr Stachel und seine treue Flinte unten angekommen sind. Er drückt den Lichtschalter – freilich ergebnislos – und dann dämmert ihm, dass es vielleicht nicht die beste Idee war, ohne irgendeiner portablen Lichtquelle in den Keller hinabzusteigen. Die Kellertür, die im gleichen Moment geräuschvoll und wie von Geisterhand angestoßen ins Schloss fällt, unterstreicht diesen Geistesblitz. Sekunden später weiß Herr Stachel nicht mehr, wo vorne und hinten ist, kann er doch die Flinte vor den eigenen Augen nicht mehr sehen. Dafür spürt er das Herz in seiner Brust. Schnell und stark und stolz schlägt es, natürlich nicht aus einer fehlgeleiteten Angst heraus; es ist das Jagdfieber, das seine Pumpe zur Höchstleistung antreibt, ihn dazu bringt, einen Pantoffel vor den anderen zu setzen und sich ganz auf sein Gehör zu verlassen. Gleich wird er das Hecheln seiner schmackhaften Feinde vernehmen. Sein Zeigefinger krümmt sich um den Abzug. Herr Stachel braucht kein Licht. Man kann Licht weder anständig jagen noch essen – und trinken lässt es sich schon gar nicht.

»A-dolf«, flüstert er, weil die Dunkelheit irgendwie zum Flüstern einlädt. »B-dolf... Kommt heraus, ihr Süßen.«

Jagdhunde - dass ich nicht lache, denkt Herr Stachel. Das Einzige, was er diese Viecher jemals hat jagen sehen, waren ihre eigenen Schwänze oder Kartoffelchips, die ihm gelegentlich beim Fernsehen aus der Packung auf den Boden gefallen sind, wenn der Whiskey und die aktuelle Berichterstattung der öffentlich-rechtlichen Gebührenkeiler ihre betäubende Wirkung entfalteteten. »Beutehunde« wäre eine bessere Bezeichnung für die beiden Schwachköpfe. Vor Sonnenaufgang wird er sie in seinen Magen abschieben, so viel steht für ihn fest. Er muss nur weitergehen. Immer weiter, durch die vielen Spinnweben hindurch, hungrig und furchtlos voran in den staubigen Kern der Finsternis.

Eine gute Viertelstunde zieht ins dunkle Land, dann überkommen Herrn Stachel die ersten Zweifel bezüglich seiner räumlichen Wahrnehmung: Wie groß ist dieser Keller? Der war doch nicht so groß. Irgendwann müsste doch mal eine Wand kommen. Warum kommt da keine? Es geht immer weiter. Weiter und weiter.

Aber Herr Stachel lässt sich nicht von sich selbst verunsichern. Dieser gern gemachte Fehler gehört spätestens seit Beginn des Blackouts der Vergangenheit an. Er hätte niemals diese Dackel in sein Haus und dann auch noch in das Narrativ seiner politischen Karriere hineinlassen dürfen. Sie haben ihn weich erscheinen lassen. A-dolf und B-dolf haben dem Volk gezeigt, dass Hubertus Stachel vielleicht gerade noch das Zeug zum dritten Nationalratspräsidenten hat, aber bestimmt nicht zum Kanzler. Das Haustier eines Kanzlers, der in der Lage ist, sein Volk aus dem Schwitzkasten eines dekadenten Europas zu befreien, hat kräftig, entschlossen und diszipliniert zu sein.

»Happi Happi«, wispert Herr Stachel, mehr zu sich selbst als zu irgendwem sonst. Und dann hört er endlich etwas, das nicht aus seinem eigenen Mund kommt.

Da ist ein Raunen.

Oder ein Kichern?

Können Dackel kichern?

Herr Stachel kann die kleine Baldachinspinne nicht sehen, die sich jetzt von der Decke an einem dünnen Faden herablässt, aber das heißt nicht, dass sie nicht da ist. Er dreht sich auf der Stelle, stochert dabei mit dem Flintenlauf in der Dunkelheit herum, versucht die Quelle dieses Kicherns auszumachen, als die Spinne seine rechte Hand berührt.

Um 0:35 erschrickt Herr Stachel, macht einen Ausfallschritt zur Seite und stolpert über einen Umzugskarton, wobei sich zuerst ein Schuss aus der Flinte und dann drei Zehen von seinem linken Fuß lösen. Er schreit und schreit und schreit.

Der einundzwanzigste Dezember 2029 ist der dunkelste Tag des Jahres. Gegen 16:30 ist die Sonne bereits hinter den Festungsmauern versunken, als sich die beiden Hunde aus ihrem Versteck in der Weißdorn-Hecke wagen.

Seite an Seite, immer gemeinsam, mit knurrenden Mägen und zum Überleben entschlossen, lassen sie sich von ihren kurzen, kräftigen Beinen in die Innenstadt tragen. Um 17:18 springt die Straßenbeleuchtung an.

Kasper Fieber

Dear non-German speakers!

Unfortunately, I was unable to produce an English translation of my short story. There was too little time and my translation skills are just too limited (and I will never feed my prose to a chatbot). I honestly gave it a shot, but the chaotic and drunken thoughts of the almost-Chancellor of Autochthonia sounded totally wrong and somehow way too 'cool' when translated into the fundamental language of rock 'n' roll – and obviously, that's not okay. I guess some horrible things are just meant to be thought (and written) in German. Please don't be mad at me.

Kisses, Kasper.